Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 25

Artikel: Weisse Kirschen

Autor: Baltinester, Wilhelmine

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640397

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der im Wagen sitzende Adjudant Potioreks, Oberstleutnant Graf Merizzi, erlitt schwere Verletzungen.

*

Im Rathaus herrschte lähmendes Entsetzen. Franz Ferdinand selbst befand sich in einer maßlosen Erregung. Er hätte am liebsten Sarajewo sofort verlassen. Vorher wollte er aber noch dem schwer verletzten Graf Marizzi, der inzwischen ins Garnisonsspital überführt worden war, einen Besuch abstatten. Das starre Festprogramm wurde umgeworfen. Die Autos sollten nicht, wie ursprünglich vorgesehen, durch die Franz Josefs-Straße, sondern über den Appelkai ins Krankenhaus fahren.

Die Autos fuhren ziemlich rasch über den Appelkai. Plötzlich bog der erste Wagen, in dem auch diesmal der Sarajevoer Bürgermeister saß, entgegen dem im Rathaus gefaßten Plan, vom Appelkai in die Franz Josefs-Straße ein. Bevor noch Graf Harrach einschreiten konnte, folgte das Thronfolger-Auto nach.

„Stehen bleiben! Umkehren! Wir fahren über den Appelkai!" schrie Graf Harrach dem Chauffeur zu.

Ruckartig stoppte der Wagen. Knapp an der Biegung der Straße, die über die Lateiner-Brücke führte, blieb das Auto stehen. Bloß einige Sekunden. In diesen wenigen Sekunden erfüllte sich aber das Schicksal des österreichischen Thronfolgerpaares.

Wenige Schritte von dem Auto entfernt stand Gavrilo Princip, einer der Verschwörer. In dem Augenblick, als der Chauffeur wenden wollte, zerriß ein scharfer, peitschenähnlicher Knall die Luft. Gleich darauf noch einer.

Gavrilo Princip hatte die Schüsse abgefeuert. Es waren zwei Schüsse, die die Welt erschütterten. In der nächsten Sekunde jagte das Auto davon. Zwei Sterbende lagen im Fond des Wagens. Aus dem Munde Franz Ferdinands quoll Blut.

In rasender Fahrt ging es zum Konak, der in wenigen Minuten erreicht wurde. Der Thronfolger gab noch schwache Lebenszeichen von sich. Der Schuß hatte die rechte Halsschlagader zerrissen. Um 11 Uhr trat der Tod ein, ohne daß der Erzherzog zum Bewußtsein gekommen wäre. Die Herzogin war vor ihrem Gatten an innerer Verblutung gestorben.

*

Genau so tragisch wie ihr Tod war auch das Begräbnis. Es war ein Begräbnis III. Klasse, eine persönliche Rache des Obersthofmeisters Fürst Montenuovo, eines erbitterten Feindes des Erzherzogs Franz Ferdinand.

Die Mesalliance des Erzherzogs verbiete jede militärische Beteiligung, erklärte Fürst Montenuovo, indem er sich auf die alten Vorschriften des kaiserlichen Hofes berief.

Bei wolkenbruchartigem Regen und Sturm traf der Zug mit den sterblichen Ueberresten des Thronfolgerpaares in Pöchlarn an der Donau ein. Erst in den Morgenstunden konnte der Weg nach Artstetten, wo sich das Schloß Franz Ferdinands befand, angetreten werden.

Als die Fähre, auf der die Trauergäste und die beiden Leichenwagen mit den Särgen an das gegenüberliegende Ufer gebracht wurden, sich etwa in der Mitte der Donau befand, zuckte ein greller Blitz über das aufgewühlte Wasser. Gleich darauf ein furchtbarer Donnerschlag.

Die vor den beiden Totenwagen gespannten Pferde scheuten, zogen wild an den Strängen und es war eigentlich nur einem glücklichen Zufall zu verdanken, daß das tote Thronfolgerpaar nicht auf dem Grunde der Donau seine letzte Ruhestätte fand ...

*

Zwanzig Jahre sind vergangen, seitdem zwei Schüsse abgefeuert wurden, die die Welt erschütterten und das Antlitz Europas veränderten. Kaiserreiche sind zusammengebrochen, Monarchen gestürzt. Europa erhielt achttausend Kilometer neue Grenzen, seine Kriegerfriedhöfe 15,000,000 Tote. —

Weisse Kirschen.

Von Wilhelmine Baltinester.

Kirschen gibt es. Im Garten des Bauers Heinerle steht ein Baum, der eine seltene Kirschenart trägt: weißlichgelbe. Oh, die sind süß! Und wenn der herbzarte Morgentau daran hängt ... Fein!

Die Broni Heinerle, Bauer Heinerles Einzige, eine hohe, festgebaute Achtzehnjährige, weiß, daß Kirschen mit Morgentau gut schmecken. Ganz früh am Morgen, wenn drüben im Walde noch der scheue Kuckuck ruft und die Sonne noch nicht sticht, ist die Broni schon unter dem Kirschbaum. Auch heute geht sie mit bloßen braunen Füßen in den Garten.

Was ist das? Unter dem Baum stehen zwei Röhrenstiefel! Furchtlos geht sie näher, lugt hinauf. Hoch oben baumeln zwei Beine. Hinter Blattwerk und Kirschen ist der Dieb kaum zu sehen. In regelmäßigen Abständen fliegen Kirschkerne herunter. „Abikumma!" kommandiert die Broni mit hell schreiender Stimme.

„No, no!" kommt es beschwichtigend und gar nicht eilig aus der Baumkrone herunter, und eine Handvoll Kirschen prasseln ihr auf den Kopf.

Hübsch langsam klettert er herunter. Als er am Stamme niedergleitet, erkennt die Broni in ihm einen Bekannten. „Dös hätt' i dir aba nit zu'traut, Xaver!" sagt sie verächtlich.

„Warum nit? I bin da in 'n Garten eini, weil i di hab' seh'n woll'n!" sagt er und ist mit einem Sprung auf der Erde.

„Dös derzähl' du dein' jüngst'n Kalbl im Stall!"

„Woahr is, woas i sag'! I hab' g'wart, und d' Zeit is mir lang 'word'n, da hab' i halt a poar Kirsch'n n'numma!"

„Akkrat hast dazu ganz aufi kriach'n muss'n? Ha?"

„No du mei'! Sei nit so harb!" Er klopft sich die Hose ab. „I hab' di halt gern!"

„Jetzt sei amal stad und geh'!" sagt sie schroff und weist mit dem Kinn auf seine Stiefel. Er steigt gemächlich in die hohen Röhren und sagt: „Wann kunnt i di amal treff'n — so am Abend — viellei da hinterm Zauntürl!" Er wird rot, als er es fragt.

„Hinter der Höll'! Und jetzt schau, daß außi kummst!"

„Da kumm i halt morg'n in der Fruah wieda da in Garten eini!" sagt er trotzig und geht.

Das Mädchen schaut ihm nach. „Frech is er aa no!" Uebrigens glaubt sie nicht, daß er morgen wiederkommt. —

Aber er kommt. Vor vier Uhr morgens ist er im Garten. Die Broni hat sich heute auf die Lauer gelegt und hat ihn hereinschleichen sehen. „No wart'! Di werd' i lehr'n!" murmelt sie, sieht sich zornig nach irgend einer Waffe um, erwischt die Heugabel, schultert sie und stelzt in den Garten.

Da steht der Xaver. Kirschen ißt er heute nicht. Steht und schaut ihr aus zwei werbenden, verliebten Augen ganz weich entgegen. Schaut sie an, als käme sie da zu einem Stelldichein und nicht, um einen Dieb davonzujagen.

Blöd' will er mi mach'n mit dem G'schau! denkt das Mädchen, und ihre Stirn wird noch strenger. „Bist wieda da? Damit i mein', du hätt'st es auf mi abg'seh'n und nit auf d' Kirsch'n?! Aba zum Blödmach'n g'hör'n zwaa!"

„Heirat'n möcht' i di! Aba i bin halt a bissel a Scheuer! Auf der Tanzwies'n, wo alle zuschau'n, mag i es dir nit sag'n — und so lauf' i scho a poar Woch'n hinter dir drein. Und wiar i di gestern hab' daherkumma seh'n,

is mir so a bissel eng g'wurd'n ums Herz, und da bin i schnell am Baum aufi — immer höher ..."

Sie glaubt es nicht. Er ist doch nur wegen der weißen Kirschen, die im ganzen Dorf berühmt sind, gekommen. Und wie sie ihm das wieder an den Kopf wirft, wird er regelrecht wild. Vor einem sanften, schüchternen Mädchen, das die Augen niederschlägt, und dem er behutsam von Liebe reden soll, würde er mutlos werden; aber als sie ihn höhnt und trotzig anblitzt und gar noch zum Lügner stempelt, da kann er wild werden. Er packt die Broni um die Taille, daß ihr die Heugabel auf die Erde poltert.

„Glaubst es?" drängt er und starrt ihr ins nahe, heiße Gesicht.

„Naa!" sagt sie und beugt sich in seinen Armen ganz weit zurück, um seinem Gesicht auszuweichen.

Er faßt sie noch fester. „Glaubst es?" brüllt er.

„Naa!" schreit sie zurück.

Da schnalzt sein zornig glühendes Gesicht einen Kuß in das ihrige. Wenn er ihr ohnehin so nahe ist, wäre er schön dumm, wenn er es nicht täte. Denn sobald die Wut einmal vorbei ist, wird er sicher wieder schüchtern und getraut sich nicht mehr, sie zu küssen. „Und jetzt glaubst es?"

„Naa!" trotzt sie eiskalt und wehrt sich noch heftiger.

Wieder ein schneller Kuß. „Und jetz'?"

„Naa! Naa! Naa! Loslass'n!"

Aber so dumm ist er nicht. Und jetz'? Und jetz'? und jetz'? Er küßt und fragt und fragt und küßt.

„Aa nit!" Sie stampft mit dem Fuß, daß sie den seinen trifft.

Er hält stand. „Aa nit? Kreuzsakra!" Jetzt wird es dem Xaver aber zu bunt. Seine großen braunen Hände packen das Mädchen an beiden Oberarmen, und ein Küssen geht los, daß man es hundert Schritte weit hören kann.

Atemlos fragt er endlich: „Und jetz' glaubst es endli?"

Pfiffig schaut die Broni drein und sagt lächelnd: „Mir scheint, jetz' glaub' i es!"

Warum hätte sie es denn gleich sagen sollen, daß sie es schon beim ersten Kuß glaubte, wenn der Xaver so gut im Zuge war und sie noch eine ganze Menge Küsse haben konnte?

Etwas mehr Mut.

(Sonntagsgedanken.)

Es ist schon so: Die Gottlosigkeit in der Welt wächst erschreckend, das Häuflein der Christen aber schmilzt immer mehr zusammen. Immer frecher erhebt das Heidentum sein Haupt, immer bedrückter und bekümmerter sieht's aus in den Mienen derer, die sich Christen nennen. Immer schärfer treten die Gegensätze heraus: Hier Welt, Selbstherrlichkeit und Eigenwille und dann doch in dieser Welt kettenrasselnde Ohnmacht und Gebundenheit, dort aber Gott und seine Herrlichkeit, sein Heilsratschluß, seine Allmacht und Freiheit.

Mutlosigkeit ist das Zeichen auf der Stirne unserer Zeit, auf den Stirnen der Menschen dieser Zeit. Und doch wird immer wieder viel unternommen, wozu Mut gehört. Ist es etwa so, daß uns Heutigen der rechte Mut fehlte? Es gibt ja vielerlei Mut: Frohmut und Unmut, Gleichmut und Freimut, Großmut und Uebermut, Sanftmut und Wagemut, Lebensmut und Mut zum Sterben, Mut zu tausend Dingen dieser Welt. Und doch kommt es letztlich nur auf zweierlei Mut an: Auf Hochmut und Demut. Was Hochmut ist, wissen wir alle, was Demut eigentlich will, haben wir vergessen. Hochmut kommt vor dem Fall, das kennen wir aus Erfahrung. Von der Demut aber meinen wir, sie sei eine sogenannte „christliche" Tugend, die den, der sie übt, zum Spielball der andern macht, sie sei ein schlaffes sich Ergeben in scheinbar Unabänderliches, ein sich Abfinden mit dem, was das Leben bietet und versagt.

Immer und überall aber im Leben sehen wir uns vor die Entscheidung gestellt, haben wir zu wählen zwischen Hochmut und Demut, zwischen Selbstherrlichkeit und Gottes Herrlichkeit. Selbstherrlichkeit aber schließt Gott aus, ist also Gottlosigkeit. Und wenn in der Welt die Gottlosigkeit wächst, so darum, weil Selbstherrlichkeit und Hochmut in der Menschheit immer größer wurden.

Ja, es gibt letztlich nur diesen Mut zu sich selbst, den Mut zu eigenem Können, den Mut, der das eigene Ich bläht, schwellt, erhöht und hoch macht, den Hochmut und jenen andern Mut, den Mut zum Dienen, wie es die Altvordern noch wußten und im Worte hatten, den Dien-Muot, die Die-Muete, aus der eine neue Zeit das unverständliche Demut machte, das nichts mehr gilt. Der neue Kurs des Hochmuts hat es entwertet.

Demut ist Dien-Muot, Mut zum Dienst. Heute steckt im Worte fast etwas Verächtliches. Kam es daher, daß man sich so weit von Gott und damit vom Nächsten, in dem uns doch Gott grüßt, entfernte? Blieb man vor Menschen demütig, stand man im Menschendienst, statt im Gottesdienst? War das etwa nicht verächtlich?

Gewiß, es fehlt unserer Zeit am rechten Mut: Etwas mehr Mut täte uns not. Der Mut der Christen aber heißt Demut, so sicher, wie der Mut der Heiden immer Hochmut sein wird. Demut aber soll gottbezogen heißen, daß wir als Christen uns von Gott in Dienst genommen wissen, von ihm, der alles ist, der der Herr ist. Das einzusehen braucht Mut, denn er ist ein unsichtbarer Gott, es braucht den Mut, den nur der Glaube wirkt.

Der Mut der Christen ist der Mut zum Gottesdienst, zum gottgewollten Dienst am Bruder. Demut hat nichts zu tun mit frömmelnder Gebärde, ist nichts Passives, bloß Erduldendes, Demut ist höchste Aktivität, ist Bereitschaft für Gott, ist der Mut zum Bekennen, zum Helfen, der Mut die Dinge zu sehen, wie sie sind, den Menschen wie er ist, in der Ohnmacht und Schuld, Gott wie er ist, in der Allmacht und Gnade. Demut ist Gottesdienst und Bruderdienst. Etwas mehr Mut aber heißt etwas mehr Demut, auch im Kampfe gegen die wachsende Gottlosigkeit, den wachsenden Hochmut. -ff-

Rundschau.

Hitler wieder zu Hause.

Seit wann eigentlich die Zusammenkunft der Diktatoren schon vorbereitet gewesen, weiß man nicht. Mürbe aber wurde sowohl Hitler als Mussolini im Augenblick des französisch-russischen Zusammengehens.

Die Zusammenkunft ist vorüber. Die Auswirkungen werden zeigen, wieviel sie wert war. „Bei der Aufrichtigkeit, die beiden Diktatoren eigen sei", wie ein italienisches Blatt geschrieben, müßte über alle Fragepunkte gründlich gesprochen worden sein ... und bei so gründlicher Aussprache müßte ja die Zukunft besonders rosig werden.

Heikelster Punkt: Oesterreich. Hitler soll versprochen haben, den österreichischen Nazis Waffenstillstand zu empfehlen. Mussolini dagegen werde Dollfuß Neuwahlen vorschlagen, so daß die Nazis zu ihrer Vertretung in den Behörden kämen. Wie aber, wenn es keine Neuwahlen gibt, wenn sich Dollfuß nicht kalt hinrichten lassen will? Dann erheben wohl die Nazis neue Forderungen und schmeißen wieder Böller und Bomben. Eine ganz verzweifelte Formel, welche die beiden Führer da gefunden haben: Hitler anerkennt